

FREIRÄUME DENKEN



Münsterhof, Zürich.

PHILIP LOSKANT: An einem unserer Tischgespräche am Symposium ging es um die Frage, ob Studierende überhaupt ein Bedürfnis nach Freiräumen haben – ob es eine Nachfrage nach Räumen für eine ungezwungene Aneignung, für tabuloses Ausprobieren gibt. Es antworteten Kolleginnen und Kollegen, die studentische «Hausbesetzungen» selber miterlebten und die damalige Erfahrung auch für die spätere berufliche Praxis als Architektinnen und Architekten prägend empfanden. Allerdings waren das Beispiele aus dem Ausland. Andere verwiesen auf die räumlichen Notstände an diesen Schulen – die es an Schweizer Hochschulen so nicht gebe.

ZELJKO MEDVED: In meiner täglichen Arbeit habe ich viel mit Raumfragen zu tun. Tatsächlich kommen manchmal auch Studierende und fragen nach Raum, meistens nach einem Arbeitsplatz, um in Ruhe an ihren Master-Projekten arbeiten zu können; oder nach einem Raum, in dem sie tatsächlich etwas Neues, manchmal Unkonventionelles realisieren möchten. Einmal wollten sie – verkürzt gesagt – einen Raum im Raum bauen! Leider kam es nie so weit.

PL: Vielleicht ist es genau das, was uns Dozenten etwas desillusioniert: Unsere Studierenden scheinen kaum Bedarf an räumlichen Freiräumen zu haben, kaum Interesse, ihre Räume frei zu denken. Vor diesem Hintergrund stelle ich die Frage, ob es nicht, unabhängig vom Bedürfnis der Studierenden, unsere didaktische Aufgabe ist, Architekturstudierende zum Ausprobieren von Räumen zu bewegen. Wäre diese eigene Erfahrung von undeterminierten Freiräumen, von Aneignung und Aushandlung von Raum nicht ein wichtiges didaktisches Ziel der Architekturausbildung? Nach dem Motto: Wie sollen Architekturstudierende frei von Konventionen über Entwurfsaufgaben nachdenken, wenn sie nicht einmal ihre eigenen Territorien an ihrer Schule frei denken können, sie tabulos ausprobieren dürfen?

ZM: Wenn ich dein «Motto» richtig verstehe, zielt die Entwurfsdidaktik unter anderem darauf ab, sich bei Entwurfsaufgaben von Konventionen zu lösen, frei und tabulos zu denken. Ich muss zugeben, dass ich dem Reden über «Unkonventionelles», «Tabulosigkeit» und «freies Denken» immer eine Spur von Romantisierung unterstelle: Freies Denken sowie Handeln ungeachtet der Konventionen und Tabus klingt natürlich immer gut – und mutig!

PL: Diese Frage wurde bei uns am Tisch auch aufgeworfen: Wie frei und «tabulos» sollten Räume gedacht werden? Schwingt bei der Forderung nach Aneignung von Raum nicht auch eine sozialromantische Note mit – der Wunsch, durch erkämpfte Freiräume eine freiere Gesellschaft zu erlangen? Mein Wunsch wäre es, den Raum mit meinen Studierenden nicht in revolutionärem Eifer, sondern mit dem Seziermesser von überholten Konventionen zu befreien. Freiraum geht immer auch mit Verantwortung einher – beides gilt es mehr in die Hände der Studierenden zu legen.

ZM: «Freiraum» – mal wörtlich, mal metaphorisch gedacht – umfasst wohl alles, was uns hier interessiert. In meiner Erfahrung klagen die Studierenden oft über fehlende Freiräume. In erster Linie meinen sie aber freie Zeiträume im Stundenplan: Zeit, um das Vermittelte zu reflektieren und zu verdauen – es zu lernen! Zeit vielleicht auch, um das Ge-

lernte in selbstgestellten Aufgaben zu testen, damit zu spielen und es zu etwas Eigenem zu machen. Das könnte bereits eine Erklärung dafür sein, warum die Studierenden nicht nach physischen Räumen fragen. Sie verbringen den grössten Teil ihres Studiums in ein und demselben Raum: dem Zeichensaal. Der eigene Zeichensaal, und sei er noch so sehr ein Synonym für Leistungsdruck 24/7, ist nicht nur Galeere, sondern auch Komfortzone. Alle, die dort sitzen, sitzen aus demselben Grund dort; sie sind Teil derselben verschworenen Community und teilen das gemeinsame Schicksal – einschliesslich der leider manchmal schlechten Luft.

PL: Ich habe das damals geliebt, verstehe aber was du meinst. Die zeitliche Überfrachtung durch die Entwurfsaufgabe lässt kaum Zeit, über anderes nachzudenken. Der Entwurf steht über allem, da bleibt kein Freiraum, Curriculum und räumliche Konventionen infrage zu stellen.

ZM: Vielleicht wäre es didaktisch nicht ganz verkehrt, den Studierenden beizubringen, dass mehr nicht immer mehr ist oder dass ein Entwurf nicht zwingend besser wird, wenn man 18 anstatt 12 Stunden pro Tag daran arbeitet. Erst dann kann man seriös von Freiräumen sprechen. Erst dann wird auch die im physischen Raum ausgelebte Freiheit zu mehr führen als zu dem relativ «freien» Umgang mit Modellbaumaterialien in den Zeichensälen kurz vor den Semesterabgaben. Nein, Spass beiseite. Ich würde im Diskurs um Freiräume die «Freiheit zu» der «Freiheit von» vorziehen: vom eigenen Raum zu dem mit den anderen geteilten Raum als Freiraum.

PL: Wunderbar, da sind wir uns einig. Vielleicht ist genau das der wahre Grund unserer Sehnsucht nach Aneignung von Raum: Es geht ja nicht um den Ego-Shooter, der sich gleich zu Semesterbeginn den besten Arbeitsplatz sichert. Es geht um das gemeinschaftliche Gefühl, sich als Gruppe einen Raum zu verschaffen, um ihn zu beleben, gemeinsam etwas zu erreichen, was man alleine nicht geschafft hätte. Der Freiraum als Raum einer idealen Gesellschaft im Kleinen, in dem es keine Konventionen braucht, in dem wir unsere Bedürfnisse auf Augenhöhe miteinander ausleben und aushandeln können. Gemeinsam statt einsam. Aber sind wir dazu wirklich bereit, oder ist das eher Ideal – wie wir gerne wären?

ZM: Angespante Raumsituationen führen in der Logik der Not meist dazu, den eigenen Raum zu verteidigen und, wenn möglich, auszudehnen. Dabei arbeiten wir im Alltag immer seltener mit fix installierter Infrastruktur wie zum Beispiel Desktop-Computern. Ein mit Blick auf Zugänglichkeit und Nutzung offener Raum bietet da die Möglichkeit, nicht nur zu arbeiten, sondern auch jenen zu begegnen, die nicht unbedingt dasselbe tun wie wir selbst. In den jüngsten Überlegungen zum künftigen Haus für das Departement Architektur der ETH Zürich machen wir uns daher für die Idee eines «Forums» stark.

PL: Sehr schön. Die Schule würde zu einer Art Sächsilüte-Platz: Die Stadt stellt viel Raum und ein paar Stühle zur Verfügung – im Vertrauen, dass die Bevölkerung den Raum nach Lust und Laune und ohne grössere Konflikte nutzt. Das Beispiel könnte Schule machen. Es zeigt, dass wir in der Lage sind, Räume selbstverantwortlich und behutsam zu erproben, anzueignen – und dass wir Konflikte von Mensch zu Mensch lösen können.

zm: Genau. Ein Raum, der unterschiedliche Nutzungen und folglich auch unterschiedliche Nutzerinnen und Nutzer nicht nur zulässt, sondern geradezu einlädt – räumlich am liebsten im Zentrum der Schule und an der Schnittstelle zu benachbarten ETH-Disziplinen zugleich. Der öffentliche Raum als Freiraum. Da stehen Aneignung und vor allem Aushandlung dann permanent auf dem Programm!

